



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem Journalisten: Wir Journalisten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

war es, was die Kompanie befähigte, als Siegerin aus dem Kampfe der indischen Mächte hervorzugehen. Nicht irgend welche fabelhaften Eigenschaften der angelsächsischen Rasse, sondern die überlegene Kriegskunst und Disziplin Europas hat Indien unter die Herrschaft der Engländer gebracht.



Wir Journalisten

Von einem Journalisten



Es giebt immer noch Leute, die an der alten Phrase Gefallen finden, die Presse sei „das Organ der öffentlichen Meinung“; sogar Freisinnige sollen noch hie und da diesen Kalauer ernst nehmen, trotz der famosen Ausschließung der Presse von dem letzten Parteitag. An diese Gläubigen wende ich mich nicht; die fühlen sich nun einmal glücklich dabei, wenn sie alles, was sich eine Redaktion aus den Fingern saugt oder aus ihrer „Hosluft“ greift, als Ausdruck dieser erhabnen opinio publica betrachten dürfen. Ich streite mich auch nicht mehr, wie früher wohl zuweilen, über den „wahren Beruf der Presse,“ über ihre volkserziehende, aufklärende, wissenverbreitende Thätigkeit, ich will auch keine Parallelen ziehen zwischen Aussprüchen von hoher und höchster Stelle, die den Zeitungsschreiber gewissermaßen für vogelfrei erklären, und kürzlich gehörten fürstlichen und Ministerurteilen, die der Presse eine sehr hohe Stelle anweisen, so hoch, daß es selbst als demokratisch verdächtigen Journalisten so gewaltig in die Krone fuhr, daß sie seitdem den umgekehrten Gang wie Tell durchgemacht haben und heute von der Milch der frommen Denkart überlaufen. Ich möchte hier nur vor verständigen Leuten — und wo fände ich sie vollzähliger beisammen, als unter den Lesern der Grenzboten — einmal die Frage erörtern, wie der Widerspruch zu erklären ist, daß selbst das aufgeklärte Publikum den Zeitungen einen so weitgehenden Glauben schenkt, dem gedruckten Wort so viel Autorität beilegt, aber die Journalisten als Stand weder gesellschaftlich noch auch nur sozial anerkennt.

Gegen die blinde Gläubigkeit des zeitunglesenden Publikums hat einmal vor langer Zeit ein Sonderling einen gewaltigen Feldzug eröffnet, das war der treffliche Wuttke, der grimmige Großdeutsche mit dem ehrlichen Herzen. Sein Buch über die Zeitungen und die öffentliche Meinung in Deutschland machte viel Aufsehen, aber es ist heute kaum mehr bekannt, denn die Presse hat es wohlweislich totgeschwiegen. Die Solidarität der Presse in solchen

Fällen hat meines Wissens nur ein Seitenstück, das ist die Solidarität der Verbrecher.

Viele von den Personen, die Wuttke damals gezeichnet hat, leben heute noch; der Angriff hat ihnen wenig geschadet, das Publikum ist im allgemeinen noch genau so unerfahren in Zeitungssachen wie damals. Und doch sind die Dinge eher schlimmer geworden. Wie viel Zeitungen in Deutschland dürfen heute überhaupt noch den Anspruch erheben, selbständige Blätter zu sein? Ich würde kein halbes hundert zusammenbringen. Der Inhalt der meisten Zeitungen ist Abdruck vervielfältigter Korrespondenzen oder Nachdruck bis zur äußersten Grenze des Erlaubten; großartiger als manche Redakteure stiehlt ein Rabe nicht. Leitartikel, Feuilletons, Tagesberichte, Lokalnachrichten, Mord, Totschlag, Ehebruch — alles wird en gros fabrizirt. Ich kenne angefehne Blätter, deren Redakteure wochenlang keine Feder zur Hand nehmen; Blaustift, Schere und Kleistertopf genügen vollständig. Daß ganze Zeitungen unter verschiedenen Namen (ohne Kopf versandt) erscheinen, selbst in der Reichshauptstadt, oder als „Ableger“ größerer Blätter, dürfte bekannt sein.

Die geistigen Kosten der Zeitungsschreiberei tragen nicht die Redakteure, sondern die Korrespondenzbüreaus, die meist einen ganz unverhältnismäßig hohen Ertrag abwerfen. Ein Berliner Gerichtsreferent, der sich eine Art Monopol zu schaffen gewußt hat, wird auf jährlich 36 000 Mark „geschätzt“; nicht viel weniger sollen die Inhaber eines Berliner Lokalnachrichtenbüreaus, zwei frühere Polizeileutnants, verdienen. Im Verhältnis zu dem Aufwand an Geistesarbeit sind die Einkünfte der meisten dieser Büreaus von unglaublicher Größe.

An sich hätte ja nun die Arbeitsteilung im Zeitungswesen nichts Bedenkliches, die Sache wird erst dadurch gefährlich und anrühig, daß mit solchen Korrespondenzen ein unerhörter Mißbrauch getrieben wird. Das lesende Publikum wird wissentlich belogen und betrogen, man setzt ihm — es ist das ein beliebtes Mittel, Abonnenten zu fangen — „Originalkorrespondenzen,“ „Eigenberichte,“ „Privattelegramme“ vor, die gleichzeitig in einer ganzen Reihe anderer Zeitungen als „Originalkorrespondenzen“ erscheinen; die „Privattelegramme“ sind niemals durch einen Draht gegangen, selbst Redaktionszeichen werden gefälscht, um glauben zu machen, ein Leitartikel oder irgend ein anderer Teil des Blattes rühre aus einer besonders beliebten Feder her.

Alles das weiß ein großer Teil des Publikums, es weiß, daß es tagtäglich belogen wird, es verachtet vielleicht auch die kleinliche Erbärmlichkeit dieser Lügen, aber das gedruckte Wort gilt weiter als Autorität, weil die Zeitungen bei unserm riesigen Verkehr unentbehrlich geworden sind, weil sie bei der zunehmenden Schwierigkeit des Erwerbs, der immer größer werdenden Notwendigkeit der Anspannung aller Kräfte in dem Kampf ums tägliche Brot fast die einzigen Gedankenvermittler und — so seltsam es klingen mag — die

eigentliche Bildungsquelle für den größten Teil des Volks geworden sind. Man braucht die Presse, sie ist unentbehrlich, aber man hat keine Zeit, sie zu ändern, und so nimmt man sie, wie sie ist, und schüttet die geheime Verachtung, die man trotzdem gegen sie fühlt, auf die aus, die hinter ihr stehn: auf die Journalisten. So haben wir denn heute den bedenklichen Zustand, daß der in seiner Ausdehnung und Stärke kaum zu berechnende Einfluß der Tagespresse von Leuten ausgeht, die in der öffentlichen Wertschätzung eine ganz untergeordnete Stellung einnehmen, teilweise, sagen wir es frei heraus, einfach verachtet werden. Daß ein solcher Zustand auf die öffentliche Moral die denkbar schlimmste Wirkung ausübt, muß dem Blödesten einleuchten; leider ist es aber denen am wenigsten klar, die am meisten dabei beteiligt sind: den Journalisten selbst.

Das lebt in den Tag hinein, dickhäutig, abgebrüht, eine lebendige Selbstironie und gleichzeitig eine Verhöhnung des Gedankens, der der eignen Existenz zu Grunde liegt. Es giebt ja einige unter uns, die unter der Geringschätzung, die die Gesellschaft den Journalisten entgegenbringt, schwer leiden, die einen hohen Begriff von ihrer Aufgabe haben, und die mit schmerzlicher Resignation die Versuche aufgegeben haben, den Stand zu heben und zu säubern. Aber der große Troß der Journalisten, täuschen wir uns nicht darüber, führt hinter dem papiernen Zaun ein sehr vergnügtes Dasein, beutet seinen Einfluß nach Kräften aus und rächt sich für seine Zurücksetzung durch wohlgezielte Pfeile aus dem sichern Versteck. Es ist so weit gekommen, daß sich unter uns eine eigne Journalistenmoral ausgebildet hat, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der kurzen Diebsmoral hat: Du sollst dich nicht erwischen lassen! im übrigen aber alles erlaubt, was Zeilenhonorar bringt.

Man greift die Tagespresse an, man spottet mit vollem Recht über die blödsinnigen Dinge, die da getreulich mitgeteilt werden — das dümmste immer telegraphisch —, man zieht mit schwerem Geschütz gegen die leichte Oberflächlichkeit, die Ungenauigkeit, die verbildende Wirkung der Presse zu Felde, man bekämpft die entfittlichenden Darstellungen von Mord und Totschlag, die schlecht verhüllte Verherrlichung des Gaunertums, aber man sieht nicht, daß dieser Kampf ein Kampf mit Windmühlen ist. Ihr werdet die Presse nicht besser machen, wenn ihr die Journalisten nicht besser macht, wenn ihr diesen Stand in seiner eingehetzten Pfüge weiter vegetiren laßt, wenn ihr nicht versucht, ihn zu heben und zu reinigen von den Elementen, die ihn jetzt herunterziehen.

Was sind die Journalisten? Die einfachste Definition lautet: es sind Leute, die für Tagesblätter schreiben oder als Redakteure an Tagesblättern beschäftigt sind.

Schon aus dieser Definition ergibt sich, daß der Stand an sich nicht minderwertig ist; im Gegenteil, wer zugiebt, daß unsrer Presse im nationalen

Leben hohe Aufgaben gestellt sind, muß auch denen, die mit der Lösung dieser Aufgaben beschäftigt sind, eine entsprechende Stellung einräumen.

Zwei Ursachen aber wirken zusammen, den Stand herunterzudrücken und damit auch die Presse: seine Zusammensetzung und seine wirtschaftliche Lage.

Das geflügelte Wort von den Leuten, die „ihren Beruf verfehlt haben,“ ist vollauf berechtigt; ein großer Teil der Journalisten rekrutirt sich aus abgehenden Studenten, die entweder keine Aussichten auf Anstellung oder keine Lust und Fähigkeit zu geregelter, methodischem Arbeiten haben; auch andre Stände, z. B. der Lehrerstand, geben ansehnliche Bestandteile ab, selbst Offiziere und pensionirte Beamte verschmähen es nicht, Pressemenschen zu werden. Alle diese Leute lockt die fast unbeschränkte Freiheit des Berufs; keine Vorbildung, kein Examen, kein Befähigungsnachweis wird verlangt, man braucht nur etwas Glück, einen Redakteur als Vetter, ein gutes Anpassungsvermögen und die nötige Dosis Gewissenlosigkeit, über alles zu schreiben, am unverfrorensten über das, was man am wenigsten versteht. Hat der neubackne Publizist etwas Glück, so kann er nach kurzer Zeit eine ganz einträgliche Stellung haben. Erhält er gar eine feste Stelle als Redakteur u. dergl. an einer verbreiteten, gutgehenden Zeitung, so wird er sehr bald merken, wie weit sein „Ansehen“ reicht, und wie treffend der Name „Presse“ dem inserirenden oder vielmehr dem nichtinserirenden Publikum gegenüber paßt; ist er besonders gut geschäftlich beanlagt, so wird ihm sein Blatt auch noch privatim als Melkkuh dienen, die Gewerbetreibenden lassen ja für ein bißchen Klame gern mit sich reden.

Ist aber der Mann einmal so weit mit seinem Gewissen, dann wird niemand mehr von ihm eine ideale Auffassung seines Berufs verlangen, er ist die verbesserte Auflage des frühern Revolverjournalisten, nur nicht mehr so roh, so dreist wie dieser, er macht sein Geschäft in koulanteren Formen.

Aber auch die, die sich von solchen Blutsaugergeschäften fern zu halten wissen, machen doch mit wenigen Ausnahmen eine Abschwächung ihres moralischen Feingefühls durch, wenn auch in andern Formen. Der journalistische Beruf schließt im allgemeinen eine ernste, gründliche Vertiefung in die zu behandelnde Materie aus. Was das Publikum von einer Tageszeitung verlangt, ist schnelle und in der Form ansprechende Orientirung über die verschiedensten Fragen; der Journalist muß umfassende Kenntnisse haben, er muß vielseitig, gewandt im Denken und im Ausdruck sein; sobald er sich einer Frage mit methodischer Gewissenhaftigkeit widmet, verliert er zu viel Zeit und riskirt seine Stellung. Schon Lothar Bucher hat diesen Umstand beklagt. Gerade in dieser Unmöglichkeit der Vertiefung in Einzelfragen liegt aber ein Hauptreiz für unreife Elemente. Sie haben nicht nötig, sich erst mit langen Studien abzugeben, sie schreiben ja für den Tag, morgen schon ist das Geschriebne vergessen, da wird denn ein unglaublicher Unsinn über die wichtigsten Dinge zu-

sammengeschrieben, das Publikum munter angelogen, die Thatsachen gefälscht oder mindestens entstellt und einer gefälligen Form, vielleicht einem Kalauer zu liebe das mühsam von der Wissenschaft zusammengetragne zerpfückt und auseinandergerissen. Das Publikum behält zwar nicht viel davon, aber die leichtfertige Art sitzt doch fest und diskreditirt allmählich alles ernste Schaffen. Der Journalist selbst gewöhnt sich daran, mit den Thatsachen leichtfertig umzuspringen, er wird zum Charlatan, aber zu einem gefährlichen, selten erkannten, und das um so schneller, je jünger und unreifer er beim Eintritt in den Beruf war. Im Verhältnis zu der Wichtigkeit des Berufs und zum Einfluß der Stellung sind die Journalisten, besonders die Zeitungsleiter, überhaupt viel zu jung; für einen „Generalanzeiger,“ dessen ganzer Inhalt, manche Inserate eingeschlossen, andern Blättern gestohlen ist, mag ein junger Mensch von fünf und zwanzig Jahren als Leiter genügen, wenn er nur ein bißchen redaktionelle Routine hat, aber für ein politisches Blatt taugt er nichts. Ein politisches Blatt hat eine verantwortliche Stellung, es hat einen großen Pflichtenkreis, für den nur ein erfahrener und geübter Mann von umfassendem Wissen und großer Lebensklugheit paßt. Größere Blätter wissen das auch und handeln darnach, aber auch bei ihnen scheint es immer mehr Brauch zu werden, die Kritik über Litteratur, Musik, Theater, bildende Kunst den jüngsten, unreifsten und ungeschuldesten Leuten zu übertragen. Es ist himmelschreiend, wie miserabel die Kritik in unsern Tagesblättern ist. Anfängern, denen ein Redakteur keine Lokalnachricht zum Zurechtstutzen überlassen würde, wird die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe gestellt, über künstlerische Schöpfungen zu Gericht zu sitzen. Kerlchen, die nicht imstande sind, eine kleine Novelle zu schreiben, die kaum wissen, was Melodie und Harmonie heißt, die von der Technik des Dramas den letzten Rest ihrer Primanerweisheit längst verschwitzt haben, die ein Ölbild nicht von einem Aquarell zu unterscheiden vermögen, sollen Kritiker sein! Wie es kommt, daß selbst angesehne Blätter in diesen dümmsten aller Fehler verfallen, zeigt ein Blick in die Berliner Redaktionsstuben. Du lieber Himmel, wie viel hat so ein Chefredakteur Wettern auf dem Halse, die ihn alle um Beschäftigung anbetteln! In seiner Verzweiflung überläßt er ihnen das Gebiet, das am meisten verträgt, und das ist die Kritik. Bis ein Kritiker einem Blatte schadet, muß er schon riesige Dummheiten gemacht haben, und in unsrer Zeit, bei dem herrschenden Durst nach Genialem, gelten manchmal die noch als — Genie. Die journalistische Wetternschaft ist ein Krebschaden des Zeitungswesens; hinter jeder Berliner Vakanz z. B. stehen zwanzig Wettern. Ehe es hier einem tüchtigen, aber protektionslosen Talent gelingt, sich eine Stellung zu verschaffen, kann der arme Teufel zehnmal verhungern, die Befähigung entscheidet bei der Anstellung eines Redakteurs in letzter Linie, erst kommt die Familie, dann die Geschmeidigkeit und endlich die Religion.

Das bringt mich auf einen der bedenklichsten Punkte des Journalistentums,

insbesondere des Berliner Journalistentums: die Exklusivität der jüdischen Zeitungen. Als seiner Zeit (fälschlich) behauptet wurde, die Vossische Zeitung habe einen Redakteur wegen seines jüdischen Glaubens entlassen, erhob die jüdische Presse ein Wutgeheul. Die jüdischen Blätter entlassen allerdings christliche Redakteure niemals, weil sie keine anstellen, selbst wenn der Chefredakteur ein getaufter Jude ist. Ich bin kein Antisemit im Parteisinne, aber die zunehmende Übersutung der Presse mit jüdischen Elementen ist eine ernste Gefahr; selbst die bescheidenste Auffassung von der Stellung und den Aufgaben der Presse kann nicht verkennen, wie unsinnig es ist, wenn die tonangebenden Blätter in den Händen von Leuten sind, die nun einmal, man sage, was man will, Fremdlinge im Lande sind. Ich möchte den Grenzboten nicht den Vorwurf zuziehen, sie pflegten den Skandal, sonst könnte ich von dem Klüppelwesen in der Berliner Presse trostlose Geschichten erzählen.

Wer die Entwicklung der Presse aufmerksam verfolgt, muß zu der Überzeugung kommen, daß die geschilderten Verhältnisse von Jahr zu Jahr schlimmer werden; je schroffere Formen der Kampf ums Dasein annimmt, desto stärker wird der Anreiz eines Berufs, der keinerlei Schranken kennt und auch einem bescheidenen Talent günstige Aussichten bietet. Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn es nicht die besten Elemente sind, die am stärksten angezogen werden, sondern Leute, die in keinem andern Beruf etwas taugen, deren Ehrbegriffe teilweise schadhast geworden sind, und denen für den neuen Beruf die Hauptsache fehlt: die richtige Auffassung und das Gefühl der Verantwortlichkeit. Prostituiert dann diese Klasse von Leuten den Stand, zeigt sie sich gesinnungslos, bestechlich, käuflich, so machen wir alles mögliche dafür verantwortlich, haben aber nicht den Mut und die Kraft, dem energisch entgegenzutreten, daß man unsern Stand als Nieselfeld der andern Berufe benutzt. Und warum haben wir nicht die Kraft? Weil uns die Konkurrenz knebelt, weil gerade in unserm Beruf ein wahnsinniger Kampf auf Leben und Tod, eine tolle Hezjagd tobt, auf der ein einziges Straucheln das Leben kostet — über den Gefallnen rasen die Nachfolgenden dahin. Aber es ist nicht nur der Kampf nach außen, der das Standesgefühl lähmt, noch schlimmer ist der stete Krieg, den der ehrenhafte Journalist mit sich selber zu führen gezwungen ist. Sein Einsatz beim Erwerb sind seine Gedanken, seine Ansichten. Wehe dem, der es nicht versteht, sie der Nachfrage anzupassen, wehe dem, der es wagt, abseits zu stehen, bis ein Käufer kommt, der gerade die besondern Ideen dieses Anbieters wünscht — in neunundneunzig von hundert Fällen muß er verhungern. Was thut also der Erfahrene? Er schließt diese „besondern Gedanken,“ die man auch Ueberzeugung nennt, in das hinterste Fach seines Herzens und sucht so schnell als möglich — den Schlüssel dazu zu verlieren. Mit dem übrigen Inhalt geht er hausiren wie die andern, er verkauft sein Denken an den Meistbietenden, nach dem Erfahrungssatz, daß es höchst un-

flug ist, die geistige Persönlichkeit auf Kosten der körperlichen zu erhalten. Eine schöne Seele und ein knurrender Magen sind böse Gegensätze. Wir haben hier dieselbe Erscheinung, wie bei den unglücklichen Geschöpfen, die der Hunger zum Feilbieten ihrer körperlichen Reize zwingt. Hier wird der Leib prostituiert, dort der Geist — ich weiß nicht, was von beiden schlimmer ist. Es lockt dem ehrlichen Journalisten selbst ein bitteres Lächeln ab, wenn er die Journalisten „Volkserzieher“ nennen hört; wie wenige sind unter ihnen, die nicht fortgesetzt sich selbst belügen und andre betrügen, die einen, weil der Hunger hinter ihnen seine Peitsche schwingt, die andern aus moralischer Unreife.

Trotzdem hätte sich vielleicht längst ein Weg gefunden, den Stand von seinen zweifelhaften Elementen zu säubern, wenn sich nicht ein zweiter Umstand wie Blei an jeden solchen Versuch hinge: die Abhängigkeit den Verlegern gegenüber. Die Journalisten sind wirtschaftlich völlig von ihren Verlegern abhängig. Mögen diese auch noch so ungebildete Menschen sein, mag ihr gesamtes Redaktionspersonal geistig über ihnen stehen: sie schreiben dem Blatt und damit den Leitern die Gesinnung vor. Das geht so weit, daß in einem großen Berliner Blatt der Verleger sogar die Leitartikel korrigiert! Nur wenige Chefredakteure sind selbständig genug, ihr Blatt nach ihrer Ueberzeugung leiten zu können, meist gehören solche Blätter Aktiengesellschaften. Ein Verleger stellt niemals einen Redakteur seiner Ueberzeugung wegen an — die kann bei wechselndem politischen Wind dem Geschäft leicht gefährlich werden; er kauft sich lediglich den „Stilisten.“

Diese wirtschaftliche Abhängigkeit trägt die Hauptschuld an den unhaltbaren Verhältnissen der Zeitungsschreiber, sie bildet die Quelle stetig sich erneuernder Unzuträglichkeiten und zwingt zu immer neuen Kompromissen mit der eignen und der öffentlichen Moral. Es ist lange her, daß einmal der Vorschlag gemacht wurde, die Schriftsteller sollten sich selber ihre Zeitungen gründen und zu diesem Zweck Berufsassoziationen bilden. Der Gedanke ist vortrefflich, aber es fehlt — das Geld und die Solidarität. Kein preußischer Feldwebel kann seine Soldaten anmaßlicher behandeln, als mancher Redakteur, der vor kurzem vielleicht noch in Kyritz an der Knatter Lokalreporter war, seine Mitarbeiter. Das Ärgste leisten darin die Leiter der gesinnungslosesten Blätter; je charakterloser eine Zeitung ist, desto anmaßender sind ihre Leiter. Ich glaube deshalb kaum, daß jener Gedanke in absehbarer Zeit greifbare Gestalt annehmen wird, aber in anderer Weise könnte man ihm nahe kommen, die Gesinnungsflaverei dem Verleger gegenüber mildern und gleichzeitig den Stand heben und etwas — säubern.

Das Publikum kennt heute in den meisten Fällen nur den Namen des verantwortlichen Redakteurs einer Zeitung. Daß das oft ein Strohmann ist, weiß jeder; ich halte es für überflüssig, auf diese unwürdige, oft genug gebrandmarkte Einrichtung einzugehen. Wenn ich aber auf eine Zeitung abon-

nive, so möchte ich auch wissen, wer dahinter steht, wer der Öffentlichkeit gegenüber die Verantwortlichkeit trägt; mit der strafrechtlichen ist mir nicht gedient. Auch ein obskurer Schmierer, ein Zuchthäusler oder sonst ein Galgenstrick kann einmal einen guten Leitartikel schreiben, er bleibt doch, was er ist, und wird, wenn er den Artikel zeichnet, das Ansehen des Blattes nicht heben. Steht aber, sei es als Eigentümer, Chefredakteur oder in irgend einer andern dem Publikum bekannten Verbindung, eine in der Öffentlichkeit angesehene Persönlichkeit hinter einer Zeitung, so wird ihr Ansehen gehoben, ohne daß das Urteil über ihren jeweiligen Inhalt getrübt würde. Sollte es doch der Fall sein, sollte den Leser auch bei der Beurteilung der einzelnen Aufsätze des Blattes die Persönlichkeit beeinflussen, so sehe ich darin ein kleineres Übel als in der ausschließlich papierernen Existenz der Zeitung. Man sehe einmal die englische, französische, schweizerische Presse an: bedeutende Parlamentarier sind da auch meist die Eigentümer oder Leiter der bedeutenden Blätter, sie vertreten mit ihrem Namen, ihrer Person offen die Haltung ihres Blattes. Aber welche Stellung hat dafür auch die Presse dieser Länder! In Deutschland gehören die Politiker zu den „verschämten Mitarbeitern“ der Tagespresse, nur wenige sind selbst Journalisten oder Redakteure, und auch die treten fast nie mit ihrer Persönlichkeit für ihre Ansichten ein.

Das sind Zustände, die jede Presse auf ein niedriges Niveau herabdrücken müssen. Könnten sich unsere Politiker entschließen, nicht nur im Parlament und in Versammlungen für ihre Überzeugungen einzutreten, sondern auch unter voller Namensnennung die Presse zu ihrem Sprachrohr zu wählen, sie durch ihre Persönlichkeit zu heben, so erhielte diese ein ganz andres Gesicht, auf diese Weise würde der Journalistenstand durch wertvolle Elemente gestärkt werden, die, einmal im Beruf, von selbst dafür sorgen würden, die zweideutigen und anrüchigen Bestandteile abzustößeln. Es würde dann auch die traurige Thatsache verschwinden, daß die deutsche Presse so gut wie gar nichts thut, um neue Entwicklungen, neue Bewegungen, neue Gedanken zu fördern. Es ist eine brutale Heuchelei, daß die Presse eine Kulturträgerin sei. Wo in aller Welt hat jemals unsere Presse eine neue Bewegung gefördert, ja auch nur Gerechtigkeit walten lassen? Sie ist so ultrakonservativ von rechts bis links, daß es ganz unerklärlich ist, wie sich das Märchen immer noch halten kann.

Ich will auf Einzelheiten hier nicht eingehen, aber ich bin überzeugt, daß mit dem Aufhören der Unpersönlichkeit der Zeitungen unsere Zeitungsschreiber von selbst gezwungen sein würden, positiv zu wirken, statt sich jeder neuen Idee kritteln entgegenzustemmen. Die Verantwortung für die Publizistik würde von den Schultern litterarischer Dienstmänner auf die Schultern übertragen werden, die dazu berufen sind. Vergleicht man das kühne Voranschreiten der Presse anderer Länder, selbst auf wissenschaftlichen Gebieten, z. B. in der Erforschung unbekannter Erdteile, mit der

Haltung der deutschen Journalistik, dann kommt man zu einem jämmerlichen Ergebnis.

Wenn die maßgebenden Personen den Mut hätten, die Bedeutung der Presse dadurch anzuerkennen, daß sie sich ihrer mit offenem Visir bedienen — ich glaube, daß schon damit die Grundlage für eine durchgreifende Reorganisation der Presse gegeben wäre; die lange ersehnte Organisation des Standes würde nicht lange auf sich warten lassen, und diese ist die Voraussetzung zu einer sittlichen und wirtschaftlichen Hebung, nur sie vermöchte es, schmutzige Elemente fernzuhalten und die bereits vorhandenen mit eisernem Besen hinauszufegen. Aber eine solche Organisation setzt klare Rechtsverhältnisse voraus, und da gibt es!

Das Presserecht (der Kürze halber verstehe ich darunter nicht nur das Pressegesetz, sondern überhaupt die Rechtsverhältnisse der Journalisten unter einander, zum Verleger, zum Staat, zum Publikum u. s. w.) ist ein Muster von Unklarheit und Verworrenheit; von irgend einem Verständnis oder auch nur einer Anerkennung der Eigenartigkeit dieses Rechtsgebiets ist in keinem Gesetzbuch etwas zu spüren. Die Gerichte beurteilen die einschlägigen Rechtsfälle nach „gemeinem Recht,“ d. h. nach römischen Rechtsbegriffen; die Redakteure der *Acta diurna* waren aber offenbar sehr friedliche Leute, denn trotz eifrigsten Studiums habe ich bei keinem einzigen römischen Rechtslehrer irgend eine Andeutung über Journalistenrecht gefunden. Was die neuern Gesetzbücher darüber enthalten, ist entweder haarsträubend albern oder so allgemein gehalten, daß damit nichts anzufangen ist. Und das Pressegesetz? Du lieber Himmel, wie lange jammert die Presse schon darüber! aber sie findet weder bei der Regierung noch beim Parlament Verständnis. Vor anderthalb Jahren wurde ein *copy-right*-Vertrag mit Amerika im Reichstag einstimmig angenommen, obwohl ein Blick in die Bestimmungen genügte, ihn als *societas leonina*, als Karrikatur eines Rechtsschutzes zu erkennen. Gegenwärtig bemühen sich zwar journalistische Vereinigungen um Revision des Presserechts, aber bei der Verständnislosigkeit der maßgebenden Kreise für die Sache habe ich keine Hoffnung auf Erfolg.

Unklare Rechtsverhältnisse sind aber immer der Tummelplatz anrüchiger Elemente gewesen. Gewünne es die Kommission für das neue bürgerliche Gesetzbuch über sich, hier einmal schöpferisch vorzugehen und ganze Arbeit zu machen, wahrhaftig, sie würde sich um das Volkswohl und die öffentliche Moral ein hohes Verdienst erwerben.

In jüngster Zeit scheint sich übrigens doch in unsern Kreisen die Erkenntnis Bahn zu brechen, daß es so nicht weiter gehen kann; die Gründung einer Pensionsanstalt hat den Gedanken einer umfassenden Berufsorganisation wieder in Fluß gebracht, und es ist vielleicht dem nächsten Schriftstellertag, der in Hamburg stattfinden soll, vorbehalten, den Gedanken seiner Verwirk-

lichung näher zu bringen. Steht einmal hinter der Presse eine starke, selbstbewußte Organisation, so hört auch der Zustand auf, daß sich das Verhältnis der Regierung, der politischen und wissenschaftlichen Autoritäten zur Presse nach dem Heinschen Verse richtet: „Blamir mich nicht, mein schönes Kind“ u. s. w., dann kommt vielleicht die Zeit, wo sich der Journalistenstand den übrigen Berufen gleichberechtigt anzugliedern vermag, wo unsre Zeitungen von Leuten geschrieben werden, die etwas von dem verstehen, was sie beurteilen sollen, und — o schönster Traum! — wo die Journalisten ein anständiges Deutsch schreiben.



Reisegedanken und Reisebilder



or ein paar Monaten haben wir Grenzbotenleser einen Kursum in der Kunst zu reisen durchschmaruzt. Hat der Lehrer Erfolg bei der deutschen Jugend, dann werden die beiden Aufsätze in Heft 23 und 24 dereinst als Marksteine in der Geschichte unsers Geisteslebens gelten, denn dann wird eines der drei Gebiete des Idealen, das des Schönen, für immer aus dem Sumpfe jener Gemeinheit, die sich mit Unrecht Realismus nennt, gerettet sein. Die Darwinianer erklären bekanntlich das Schöne für die Erscheinungsform des dem Individual- und Gattungslieben zuträglichen; jedem Hans — so etwa sagen sie — erscheint „diejenige“ Grete, jedem Heuschreck „diejenige“ Heuschreckin, jedem Nilpferd „diejenige“ Nilpferdin — oder heißt's Nilstute oder Nilkuh? — am schönsten, die für das Geschäft der Kinderzeugung am besten für ihn paßt. Wenn demnach die Ästhetiker einen Schönheitskanon aufstellen und etwa behaupten, die Sixtina sei schöner als eine Heuschreckin oder Molchin und die medicische Venus komme dem Ideal weiblicher Leibesgestalt näher als Hansens Grete, so machen sie sich einer lächerlichen und unerträglichen Anmaßung schuldig, der sich zwar die Menge in ihrem blinden Autoritätsglauben lange Zeit hindurch gebeugt hat, die aber ein hoffnungsvolles junges Geschlecht mit Erfolg abzuschütteln beginnt.

Bei der menschlichen Schönheit liegt diese Verwechslung des Schönen mit dem Zweckmäßigen und dem sinnlich Angenehmen so nahe, daß sie entschuldigt werden kann. Nahe verwandt sind ja die drei Gebiete an sich schon und greifen vielfach in einander über. Ein zweckmäßig angelegtes und ein-